Zeitschrift: Schweizerische Zeitschrift für Soziologie = Revue suisse de sociologie = Swiss journal of sociology

Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für Soziologie

Band: 5 (1979)

Heft: 3

Buchbesprechung: Buchbesprechungen = Bibliographie critique

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

BUCHBESPRECHUNGEN
BIBLIOGRAPHIE CRITIQUE

Alkohol in der Schweiz: Kulturelle Gebrauchsmuster und Definitionen – Peter Wüthrich

Reihe «Soziologie in der Schweiz», Band 7, Huber, Frauenfeld und Stuttgart, 1979
(Richard Müller, Schweizerische Fachstelle für Alkoholprobleme, Lausanne)

Die Sozialepidemiologie gehört in der Schweiz zweifelsohne nicht zu den etablierten Wissenschaften – schon gar nicht die Epidemiologie von Alkoholkonsum und Alkoholproblemen – dies, obgleich kaum bestritten werden kann, dass die Folgen des exzessiven Konsums, aber auch des zum unrichtigen Zeitpunkt eingenommenen Alkohols zu den grossen sozialmedizinischen Problemen in unserer Gesellschaft gezählt werden müssen. Die Statistiken etwa der Akut- und psychiatrischen Spitäler belegen diesen Sachverhalt eindrücklich. Es ist von epistemologischem Interesse, dass in den Vereinigten Staaten und den skandinavischen Ländern dagegen eine über 20 jährige sozialwissenschaftlich orientierte Forschungstradition auf dem Gebiete der Alkohologie besteht, obschon in diesen Ländern die Bedeutung des Alkohols in der Gesellschaft ungleich geringer ist als in der Schweiz. Allerdings ist in neuester Zeit auch in der Schweiz, vor allem in den Massenmedien, ein Prozess zu beobachten, der den exzessiven Konsum von Alkohol zunehmend als soziales Problem definiert. Wüthrichs Buch ist deshalb zum richtigen Zeitpunkt erschienen, gibt es doch eine objektive Vergleichsbasis für die viel fachanekdotischen Artikel in den Massenmedien, die zudem häufig nur den Alkoholkonsum von gesellschaftlichen Randgruppen problematisieren und damit eine Voraussetzung für die positive Absetzung der trinkenden Majorität schaffen. Wüthrich Arbeit setzt dazu einen wohltuenden Kontrapunkt, der geeignet ist, Vorurteile abzubauen denn sein Buch ist eine sorgfältige und durchdachte Arbeit.

Zwar hat A.N. Whithead mit seinem berühmten Diktum wahrscheinlich recht, dass eine Wissenschaft, die zögert, ihre Gründer zu verlassen, verloren sei, doch hat man beim Durchlesen neuerer soziologischer Arbeiten vielfach den Eindruck, als seien alles Kolumbusse am Werk, als ob nicht eine – wenigstens periodische – Akkumulativität der Wissenschaft bestünde. In diesen Fehler verfällt indessen Wüthrich nicht; vielmehr stellt er seiner Survey-Untersuchung zu den kulturellen Gebrauchsmustern des Alkohols in der Schweiz eine Erörterung der wichtigsten Ansätze der sozialwissenschaftlich orientierten Alkohologie voran. Zu fehlen scheint mir allerdings eine Diskussion ethnographischer Ansätze, ein Mangel deshalb, weil wahrscheinlich kaum ein anderes in konvivialer Form gebrauchtes Gut so stark in kulturelle Bedeutungszusammenhänge eingebettet ist wie das Gut "Alkohol". Auch die Behandlung des für das Phänomen des Alkoholismus zentralen theoretischen Ansatzes des "Labellings" ist zwar kritisch, doch verkürzt wiedergegeben. Ueberdies deutet der Autor an, dass Erweiterungen dieses Ansatzes wohl möglich wären, ohne aber diese zu explizieren.

Der zweite rein deskriptiv ausgerichtete Abschnitt ist der am wenigsten geglückte Teil der Arbeit. Nicht dass Deskription sinnlos wäre – im Gegenteil – sie bildet nicht nur eine notwendige Voraussetzung zur analytischen Epidemiologie,

© 1979 Schweiz. Ges. f. Soziologie / Soc. suisse de sociologie

sondern sie hat bei einer Kategorie von Verhalten, die so stark im Ideologischen verknüpft ist wie dem Trinken von Alkohol, eine eigentlich "aufklärische" Funktion. Doch Wüthrich wiedergibt seine empirischen Befunde über die Zusammenhänge zwischen Trinkmenge bzw. -typen und sozialstrukturellen Merkmalen, ohne diese Zusammenhänge zu hinterfragen oder sie in einen breiteren Rahmen zu setzen. So lässt Wüthrich es etwa bei der Feststellung bewenden, was aus der Alltagsbeobachtung unmittelbar einsichtig ist, nämlich, dass Frauen sowohl häufigkeits- als auch mengenmässig weniger Alkohol trinken als Männer, ohne die kulturellen Mechanismen aufzuzeigen, welche die Zugänglichkeit zu alkoholischen Getränken geschlechtsspezifisch regulieren und ohne auf die Möglichkeit von zu Alkohol funktionalen Aquivalenten wie den Konsum von Arzneimitteln hinzuweisen. Auch die multivariate Analyse scheint mir zu summarisch behandelt: Wenn schon multiple Determinationskoeffizienten berechnet werden, warum wird dann nicht der zusätzliche varianzerklärende Beitrag der einzelnen sozialstrukturellen Merkmale angeführt?

Entschädigt für den zu kurz ausgefallenen zweiten Teil von Wüthrich Monographie wird man durch den dritten und vierten Teil. Wüthrich geht in diesen Abschnitten einerseits der Frage nach, in welchen konkreten sozialen Settings Alkohol getrunken wird und andererseits welche normativen Orientierungen das Trinkverhalten regulieren. Die erste Frage mündet in einer für den Praktiker wichtigen Synthese des für den starken Alkoholkonsumenten typischen situationalen Kontextes der Alkoholeinnahme. In der Beantwortung der zweiten Frage belegt Wüthrich anhand von den Befragten vorgelegten konkreten Beispielen, wie sehr kulturelle Definitionen die Situationen bestimmen, innerhalb derer der Konsum von Alkohol einen sinnvollen Verhaltensakt darstellt. Dabei wird auch deutlich, dass Trinkakte stets auf die sozialen Charakteristika der Handelnden codiert werden.

Kernstück der Wüthrichschen Arbeit ist sicherlich sein Kapitel über die "Sinnzuschreibungen an den Alkohol". Ausgehend von Berger und Luckmann versucht Wüthrich hier die dem Objekt Alkohol zugeschriebenen Sinnhaftigkeiten und ihre Integration in die allgemeine gesellschaftliche Wertordnung zu explirieren. So zeigt er beispielsweise, dass sowohl Abstinenten als auch starke Konsumenten ihr Verhalten innerhalb einer umfassenden symbolischen Sinnwelt lokalisieren; ihr Verhalten ist nicht isoliert, sondern drückt wesentliche Aspekte der eigenen Weltsicht aus (S. 114). Schwache Konsumenten hingegen verbinden Alkoholkonsum selten mit umfassenderen Sinnbereichen, auch verfügt diese Bevölkerungsgruppe im geringsten Masse über objektive Informationen zur Alkoholfrage. Kritisierbar in diesem Abschnitt ist die nicht strikt durchgehaltene deduktive Orientierung des Ansatzes, was sich auch in der verwendeten Methode spiegelt. Die Diskriminanzanalyse ist eine vorwiegend induktiv gebrauchte Methode, die ex post stets Interpretationen der gefundenen diskriminierenden Funktionen erlaubt.

Den letzten Abschnitt seines Buches widmet Wüthrich der gesellschaftlichen Perzeption des Alkoholismus. Der Autor geht vor allem davon aus, dass die Gesellschaft den Alkoholismus bzw. den Alkoholiker in typisierter Weise konzeptualisiert, die Vorstellungen über angepasstes Rollenverhalten, aber auch solche über die Aetiologie des Alkoholismus beinhaltet. Er vermag dabei zu zeigen, dass je umfassender das eigene Trinkverhalten in die symbolische Sinnwelt integriert ist und je mehr die Entstehung des Alkoholismus in moralisch-charakterlichen Kategorien gefasst wird, desto grösser ist die Interventionsbereitschaft gegenüber deviantem Alkoholkonsum. Dieses letzte Kapitel der Monographie ist äusserst informativ; eine bessere Einbettung der Aussagen in die Theorie würde den Wert des Kapitels allerdings noch gesteigert haben.

Im ganzen ist Wüthrichs Buch eine gut geschriebene, methodisch saubere und interessante Arbeit in einem Gebiet, dem zu wünschen wäre, dass die Schulsoziologie ihm mehr Beachtung schenkte.

Les ergothérapeutes, problèmes des professions paramédicales
– Michèle Dubochet et Jean-Pierre Fragnière

Editions Delta, Vevey, 1979
(Werner Fischer, Centre psychosocial universitaire, Genève)

Le titre de l'ouvrage "Les ergothérapeutes, problèmes des professions paramédicales" indique d'emblée les deux axes majeurs d'exploration et d'analyse "du petit monde défini par la notion d'ergothérapie" (p. 11) : d'une part la fonction paradigmatique de l'étude de l'ergothérapie pour l'ensemble des professions paramédicales et d'autre part les rapports de concurrence entre ces dernières sur le marché des soins et des prestations de différentes sortes dans le système médical et social.

Et c'est bien l'étude de ces enjeux que les auteurs proposent de réaliser en dépassant les frontières étroites et précaires de l'ergothérapie, "cette petite profession marginale" dont l'analyse constitue "un excellent révélateur des problèmes qui se posent actuellement dans les secteurs de la médecine et des divers appareils de distribution des soins". Mais ce n'est là que le premier contexte auquel il faut rapporter la naissance et le développement de l'ergothérapie en Suisse. Le deuxième fait partie de l'instance politique plus déterminante : "... ce projet nous conduit à affronter toute une série de problèmes qui relèvent de ce qu'on appelle la politique sociale avec ses multiples organismes chargés de gérer nombre d'agents de la reproduction de la force de travail" (p. 12).

Malgré l'imprécision inévitable de la notion de politique sociale qui sera davantage circonscrite tout au long de l'ouvrage, ce double cadrage permet de mettre parfaitement en évidence les aspects saillants de la profession d'ergothérapeute, les séquences de son instauration et les éléments significatifs qui la définissent actuellement.

C'est en référence à ce balisage que les auteurs font le panorama des définitions multiples des différentes formes d'ergothérapie et parcourent ensuite, en se basant sur des documents variés, les principales étapes de l'instauration de l'ergothérapie comme pratique d'un corps professionnel. Ces chapitres, ainsi que celui consacré "à la recherche d'un statut", fournissent des informations très précieuses sur des domaines aussi différents que les champs d'activités des ergothérapeutes, les diverses formes de l'ergothérapie elle-même et réunissent très utilement des renseignements sur les bases législatives très récentes de la reconnaissance du statut professionnel, les organismes tels que la Croix Rouge Suisse, l'OFIAMT, l'Assurance-Invalidité, les caisses-maladies, etc.

Ce n'est pas un des moindres mérites des auteurs que d'avoir réuni et clarifié les sphères de compétences et les attributions de ces diverses instances en les mettant en rapport avec les enjeux et les débats de la profession d'ergothérapeute et en dessinant les répercussions et les déterminants des différents acquis obtenus par les représentants de la profession.

L'analyse claire et minutieuse de la "jungle des conventions et accords tarifaires" est une première contribution importante pour combler une des lacunes les plus béantes des statistiques sanitaires suisses. Cet apport n'est en plus pleinement appréciable que si l'on sait, par l'expérience concrète de la recherche, à quel point il est difficile de décortiquer les mécanismes de la formation des prix des soins et

prestations en matière de santé. A cet égard, l'ouvrage, tout en allant au-delà des faits abstraitement économiques, s'inscrit dans la ligne des analyses du système de santé suisse, telles qu'elles ont été effectuées par P. Tschopp, P. Gygi et H. Haenny. Qui ne souhaiterait que de telles études soient entreprises à propos d'autres catégories professionnelles du système de santé et poursuivent en outre l'approche laissée en friche jusque là quant au rendement économique des diverses prestations se situant à l'intersection de la médecine et du champ socio-économique, ou plus précisément, contribuant à l'accomplissement des fonctions sociales et économiques de la médecine en tant que champ de réparation des dégâts, des usures et des déviations.

* * *

"Si nous avons constitué ce dossier qui fait l'objet de ce livre, c'est essentiellement pour permettre aux débats en cours de se développer sur une base mieux documentée et en fonction d'une problématique qui envisage les problèmes dans un contexte suffisamment vaste pour que les questions aient un sens" (p. 12). "Conclusion : on ne conclut pas, on agit ! " (p. 254).

Ces deux citations, l'une au début et l'autre à la fin du livre, illustrent mieux l'objectif assigné à l'ouvrage que ne pourraient le faire de longs développements, à savoir le combat contre l'indexation médicale de l'ergothérapie, telle qu'elle a été opérée durant la phase d'implantation de la nouvelle profession et la pratique d'autres solutions qui passent par des changements fondamentaux de la médecine et par des transformations sociales profondes. Les auteurs mettent en effet en évidence des clivages importants qui traversent le corps professionnel des ergothérapeutes et qui concernent les multiples aspects des conditions de travail, des rôles et des mandats de l'ergothérapie, de la formation professionnelle, des positions hiérarchiques, des classes salariales, etc. Il est en outre très intéressant de suivre pas à pas les hésitations et les incertitudes des représentants des ergothérapeutes suisses quant aux stratégies à utiliser pour la reconnaissance de la profession (cf. chapitre 5, "A la recherche d'un statut"), voire pour l'indexation ou l'apparentement de celle-ci à un champ donné. On pourrait longuement énumérer les raisons de la quasi-unanimité concernant l'identité paramédicale de la profession ergothérapique – les auteurs montrent bien l'arbitraire de cette solution au moment de son adoption – il n'en reste pas moins qu'elle semble être, actuellement, fortement fixée à une position particulière du champ médical. L'observation des tentatives de modification de ce statut fournira sans doute des faits complémentaires riches en enseignement. Mais il aurait été nécessaire de préciser selon quelles lignes et dans quelle logique les transformations de la médecine et du système social doivent intervenir, qui assigneront un autre statut à l'ergothérapie. Sur ce plan, différentes questions plus strictement sociologiques se posent. Les stratégies professionnelles varieront selon les réponses qui leur seront données.

* * *

Tout au long de leur ouvrage, les auteurs se réfèrent à l'ergothérapie et aux ergothérapeutes compris comme un corps professionnel homogène, comme une unité en vertu de l'identité professionnelle. Les divergences, les contradictions, voire les crises apparaissent à travers l'extension et la diversification de la profession.

Mais on peut se demander – et l'ouvrage fournit beaucoup d'indices à ce sujet – si les ergothérapeutes ne sont pas les représentants de l'une de ces professions récentes qui se définissent davantage par le lieu de leur implantation et les postes

qu'elles pourvoient que par une identité générale conférée par la place dans une division du travail techniquement cohérente et par le fait de détenir une spécificité semblable à un quasi-monopole. Que certains groupes de la profession soient dans cette situation ne fait pas de doute. Mais peuvent-ils être tenus comme des exemples typiques et généralisables ? Les mêmes problèmes surgissent en rapport avec la question de l'"autonomie d'action" et du "champ spécifique d'intervention". M. Dubochet et J.-P. Fragnière soulignent tout au long de l'ouvrage les limites et les cadrages actuellement mis en place contre une telle indépendance, d'autant plus que les rapports de concurrence entre les divers corps professionnels paramédicaux et les rapports de force sur le plan de la politique médicale et sanitaire relèguent les ergothérapeutes à une position largement dominée. Un autre volet de la problématique pourrait appartenir à une étude complémentaire future, qui serait centrée plus spécifiquement sur les clients des prestations ergothérapiques et sur les pratiques effectives de la profession. Il est fort probable que les différenciations internes à la discipline, ainsi que les relations aux autres professionnels du système sanitaire pourront être précisées et référées à un champ qui est moint fortement structuré par la couverture médicale proprement dite.

Frauen in der Emigration – Katharina Ley

Reihe «Soziologie in der Schweiz», Huber Frauenfeld und Stuttgart, 1979.
(Marlis Buchmann, Soziologisches Institut der Universität, Zürich)

Wie lässt sich die Lebens- und Arbeitssituation italienischer Emigrantinnen – einer im doppelten Sinn diskriminierten Gruppe : Frau und Emigrantin – beschreiben und analysieren ohne durch den Forschungsprozess die gleichen Strukturen und Mechanismen zu reproduzieren, denen diese Minderheitengruppe in ihrem Alltag ausgesetzt ist ?

Die Antwort auf diese Frage, die Wahl des Forschungsvorgehens, ist das Hervorstechende dieser Publikation. Leitgedanken ist dabei, die Erkenntnisproduktion mittels der wissenschaftlichen Analyse und die praktische Arbeit zielorientierter Veränderung gesellschaftlicher Realität zu verbinden. Es ist ein Versuch, die in der traditionellen Sozialforschung weitgehende Arbeitsteilung zwischen Wissensproduktion und Wissensverwertung (Umsetzung der Ergebnisse in die Praxis) tendenziell aufzuheben, indem die eigentlichen Akteure, die Betroffenen, in den Forschungsprozess einbezogen werden.

Dieser Anspruch der gegenseitigen Vermittlung und Befruchtung von Theorie und Praxis wirft Fragen auf, die den Kern traditionellen sozialwissenschaftlichen Forschungsverständnisses treffen. Auf diese Fragen geht die Autorin in der Darstellung von Aktions-/ Partizipationsforschungsstrategien ein, da sie ihr eigenes Forschungsvorgehen als einen Typ von Aktionsforschung versteht. Als die wichtigsten Merkmale dieses neuen Forschungstyps werden die gleichwertige – nicht gleichartige – Stellung zwischen Forschern und Betroffenen, die Orientierung der Problemauswahl an den Bedürfnissen der in die Untersuchung einbezogenen Gruppen und die Intentionen zu praktisch verändernden Eingriffen in die gesellschaftlichen Zusammenhänge als weiteres Forschungsziel hervorgehoben.

In gemeinsamen Diskussionen zwischen Forschern und Betroffenen wurde dem forschungsstrategischen Leitgedanken entsprechend eine doppelte Zielsetzung entworfen. Sie umfasst als theoretisch-analytische Komponente "die Analyse und Erklärung der Situation einer Minderheitengruppe unter Einbezug ihrer gelebten Realität" (S.17) und als konkret-praktische Komponente "die Ermöglichung der

Entwicklung einer Wahrnehmungs-, Erklärungs-, und Handlungsperspektive für die Betroffenen, die deren Situation letztlich verbessern soll" (S.17).

Die Berufstätigkeit in der Emigration, das zentrale Moment der Lebensveränderung für die emigrierte Frau, ist der Bezugspunkt für die konkrete Fragestellung der Untersuchung. Das Interesse konzentriert sich dabei auf die Berufstätigkeit als Möglichkeit zur Verbesserung der strukturellen (Stellung in Familie und Gesellschaft) und kulturellen (Erweiterung des Erfahrungs- und Orientierungshorizontes) Position der emigrierten Frau.

Mit dieser Zielsetzung und Fragestellung wurden 400 italienische Emigrantinnen in gross- un kleinstädtischem Kontext befragt. Alle Interviewerinnen waren ebenfalls emigrierte Frauen.

Wie wird nun dieser doppelte Anspruch eingelöst ?

Die Diskussion über die Voraussetzungen und Implikationen des gewählten Forschungsvorgehens, die Ausführungen zu den Schwierigkeiten, Problemen und Erfolgen im Forschungsprozess tragen zu dessen Transparenz – und damit berprüfbarkeit – bei, ein Moment, das vielfach in Forschungsberichten vermisst wird.

Wichtige Indikatoren für die Realisierung des konkret-praktischen Anspruches sind die in unmittel- und mittelbaren Zusammenhang mit dem Forschungsprojekt entstandenen Aktivitäten unter den Betroffenen im Sinne der Hilfe zur Selbsthilfe : Beratungsstellen für emigrierte Frauen, Frauengruppen, Kursangebote und Tagungen. Der theoretisch-analytische Anspruch kommt im reflektierten Verhältnis zur Aktions-/Partizipationsforschung zum Ausdruck, indem die Autorin auf die Gefahren und ungelösten methodischen Probleme dieses Forschungstyps hinweist. Weiter zeigt er sich in dem Versuch einer Theoriebildung, die zur Erklärung der strukturellen und kulturellen Position der emigrierten Frau beitragen soll.

Insgesamt liegt ein Forschungsbericht vor, der sehr reichhaltiges und anschauliches Material aus vielen verschiedenen Quellen verarbeitet : zu Vergleichen mit der eigenen Befragung und Gesprächen werden häufig weitere empirische Untersuchungen und theoretische Arbeiten zur Situation der emigrierten Frau, statistisches Material und Zeitungsberichte herangezogen.

Im 1. und 2. Kapitel elaboriert die Autorin die theoretischen Elemente für die Analyse der Lebens- und Arbeitssituation der Frauen in der Emigration. Zentraler Begriff ist die weibliche Alltagsstruktur, deren Charakteristika und Ausprägungen weitgehend durch die vorherrschende gesellschaftliche Produktionsweise bestimmt werden. Der Bedingungszusammenhang zwischen der Produktionsweise fortgeschrittener Warenproduktion – so wird unsere gegenwärtige tauschwertorientierte Gesellschaft begrifflich erfasst – und der Alltagsstruktur beruht auf einer zunehmenden Vereinnahmung des Alltagslebens in den Tauschwert- bzw. Verwertungszusammenhang. Diese Funktionalisierung oder Kapitalisierung des Alltags beinhaltet Fremdbestimmung, Parzellisierung/Zerstüchelung und – spezifisch für Frauen – strukturelle Zweideutigkeit des Alltagslebens. Dieser letztere Begriff verweist auf die Tatsache, dass vor allem der Alltag der berufstätigen Frau den Strukturellen Spannungen zwischen zwei sehr unterschiedlichen Arbeitsformen – der Hausarbeit und Berufsarbeit – ausgesetzt ist. Da sich die Peripherie – und Zentrumsgebiete der Gesellschaften fortgeschrittener Warenproduktion stark durch den Funktionalisierungsgrad des Alltagslebens unterscheiden, lässt sich die Emigration der Frauen als abrupter Wechsel ihrer Alltagsstruktur begreifen, der sich in der Erfahrung von Fremdbestimmung, Zerstückelung und struktureller Zweideutigkeit manifestiert.

Die Darstellung der empirischen Ergebnisse in den folgenden Kapiteln bezieht sich vor allem auf die Situation der berufstätigen Emigrantin, gilt doch das primäre Interesse der Untersuchung der Frage, ob und inwiefern die Berufstätig-

keit eine Chance für die emigrierte Frau bedeuten kann. Der schwerpunkt der Analyse liegt dabei auf der Verknüpfung der strukturellen Aspekte des Alltagslebens mit der kulturellen – bewusstseinsmässigen – Situation dieser Frauen.

Die Autorin beschäftigt sich im 3. Kapitel mit der Arbeitsmarkt- und Berufsarbeitssituation sowie der Berufsorientierung der Emigrantinnen. Das statistische Materiel zur Entwicklung ihrer Beschäftigung belegen – leider – von neuem ihre Eingliederung in die untersten Ränge der Beschäftigungsstruktur. Deshalb überrascht es nicht, dass ein beträchtlicher Teil ihren Arbeitsplatz aufgeben möchte, wenn es möglich wäre. Dieses Resultat drückt weniger die traditionelle Orientierung der emigrierten Frau an der Gattin-Hausfrau-Mutter-Rolle aus als die in hohem Masse widersprüchliche Situation, der diese Frauen ausgesetzt sind. Die Aufgabe der Berufstätigkeit wird zum einen mit der Möglichkeit zur Rückkehr in die Heimat assoziiert und zum anderen wiederspiegelt sie die Ablehnung der aktuellen Art der Arbeit und des Arbeitsplatzes. Der positive Zusammenhang zwischen Bildung, Berufsstellung und Berufsbindung unterstützt diese Annahme.

Das 4. Kapitel ist der Struktur der Emigrantenfamilie gewidmet. Soziodemographische Merkmale, die Machtstruktur und Arbeitsteilung werden dargestellt; einen breiten Raum beanspruchen die Orientierungen und Einstellungen der emigrierten Frau zum weiblichen Rollenverhalten, den Frauennormen, und die Wahrnehmung frauenspezifischer Diskriminierung, der Frauenprotest. In diesem Handlungsbereich zeigen sich die Diskrepanzen zwischen Vorstellung und faktischem Verhalten, zwischen Norm und Realität sehr deutlich; ein Ergebnis, das sich praktisch durch alle Lebensbereiche hindurchzieht.

Freizeitgestaltung, Aktivitäten im öffentlichen Bereich und ausserfamiliäre soziale Beziehungen stellen für Frauen aus dem mediterranen Kulturraum einen völlig neuen Lebensbereich dar. Die Autorin analysiert ihn im 5. Kapitel mit der Fragestellung, inwiefern dieser Handlungsbereich zur Wahrnehmung neuer Möglichkeiten und zum Aufdecken von Beschränktheiten beitragen kann. Die Verteilung der Aktivitäten auf passiv-konsumierende und aktiv-strukturierende Teilnahme an der Oeffentlichkeit zeigt, dass die erstere die vorherrschende Gestaltungsform darstellt. Auch hier kommt wieder die Diskrepanz zwischen Vorstellungen, Bedürfnissen und faktischem Verhalten zum Vorschein, äussern doch viele Frauen den Wunsch der Teilnahme an Frauengruppen, Weiterbildungskursen, etc.

Der Leitgedanke, der das ganze Buch getragen hat, ob die Emigration eher zur Förderung oder Behinderung der Entfaltungsmöglichkeiten emigrierter Frauen beiträgt, wird nun zum eigentlichen Thema des 6. und letzten Kapitels. Zusammenfassend charakterisiert die Autorin die Situation der emigrierten Frau als "zwischen zwei Welten" – einen doppelten Bezug in Orientierung und Verhalten am Heimatland wie auch am Emigrationskontext, der sich in grossen Schwierigkeiten zur Erhaltung einer autonomen Identität niederschlägt. Dieser "strukturelle Doublebind" (S.135) führt zu einer allgemeinen Verunsicherung : eine bedrohliche Situation mit hoher psychischer Belastung, die meistens individuell ausgetragen wird.

Und wo zeichnen sich die Chancen für die emigrierte Frau ab ? Die Autorin weist in ihrer Untersuchung nach, dass zentrale Orientierungs- und Einstellungsmuster emigrierter Frauen (Berufsbindung, Frauennormen, Frauenprotest) stark mit der formalen Bildung, Berufstätigkeit, Berufsstellung und Sprachkenntnissen verknüpft sind – alles Faktoren, die im Prinzip veränderbar sind. Darin sieht die Autorin die spezifischen Chancen für die emigrierte Frau.

Gemessen am Stellenwert, den der Praxisaspekt wissenschaftlicher Analyse in dieser Untersuchung einnimmt, wird den Voraussetzungen und Bedingungen für die Möglichkeit der Emigration als Chance in diesem abschliessenden Kapitel relativ wenig Gewicht eingeräumt. Ebenso hätte eine ausführlichere Diskussion des Ein-

flusses von Aktionsforschungsstrategien auf die Theoriebildung, des Verhältnisses zu den Methoden traditioneller Sozialforschung wie auch der Reichweite bzw. Anwendungsmöglichkeiten erlaubt, die Bedeutung dieses neuen Forschungstyps einzuschätzen.

Es bleibt diesem Buch zu wünschen, dass es ebenso viele Diskussionen und Anregungen unter Sozialwissenschaftlern hervorrufen wird wie diese Forschung Aktivititäten unter den Betroffenen ausgelöst hat.

Soziologie der ehelichen Machtverhältnisse – Thomas Held

Soziologische Texte (Neue Folge) Bd. 110, Luchterhand, Darmstads/Neuwied, 1978
(Robert Hettlage, Basel)

Macht ist zweifellos eine Zentralkategorie soziologischer Analyse. Umso erstaunlicher ist es, dass eine eigentliche Machttheorie in der Soziologie höchstens ansatzweise vorhanden ist. Offenbar verhindert gerade die Alltäglichkeit des Phänomens dessen klare konzeptionelle Fassung: die Analyse ihrer tatsächlichen Formen, sozialen Verankerungen, Umformungen, ihrer Art und ihres Ausmasses, ihres Gebrauchs und Missbrauchs.

Kein Wunder also, dass auch eine Theorie familiärer Machtbeziehungen noch kaum zum gesicherten Bestand der Familiensoziologie gehört. Hierzu will Th. Hold mit seinem Buch einen Beitrag leisten.

Im Kern wendet er sich gegen die heute vielfach vertretene Nivellierungsthese, wonach ein direkter Zusammenhang zwischen gesellschaftlicher Differenzierung und zunehmender Partnerschaftlichkeit in der Ehe angenommen wird (Lupri 1970, Rodman 1967). Sein *strukturtheoretischer Ansatz* will vielmehr zeigen, dass nur unter sehr restriktiven Bedingungen eine eheliche Machtbalance zu erwarten ist. Schon ein Blick auf die klassischen sozialhistorischen Untersuchungen von Engels, Morgan, Thurnwald, Wittfogel und E. Manheim zeigt ihm die Universalität von geschlechtsspezifischer Arbeitsteilung, Prestigedifferenzierung zugunsten der Männer und männlicher Dominanz im öffentlichen Bereich (dies in vollem Gegensatz zu neueren feministischen Thesen!). Matriarchalische Gesellschaften scheinen kaum je existiert zu haben (S.31) oder erwiesen sich zumindest als "strukturell instabil" (S.37). Am höchsten war der Status der Frau immer da, wo der häusliche Bereich Lebenszentrum und der ausserhäusliche Bereich schwach differenziert blieb. Hauslich-familiäre konnte kaum in öffentlich-gesellschaftliche Macht verwandelt werden (S.43). Hiermit hat der Autor einen Ansatzpunkt für seine eigene Analyse gefunden.

Zuvor aber wendet er sich dem Machtbegriff (Kap.2) seiner Operationalisierung (Kap.3) und den Machttheorien zu. Dabei will er zeigen, welche Dimensionen bisher gerade nicht in die Analyse eingingen (S.61). Sein Hauptanliegen ist es dabei, den interaktionistischen, auf andermenschliche Verhaltenssteuerung ausgerichteten Machtbegriff Weber von einem strukturellen, auf Kontrolle oder Besitz von zentralen, knappen (materiellen oder immateriellen) Gütern beruhenden Konzept zu unterscheiden, wobei den sozioökonomischen Ressourcen eine herausragende Stellung zukommt (S.66). "Strukturell ist diese Macht insofern, als sie einerseits ihre Basis in der ungleichen Verteilung (machthaltiger) Güter und nicht in den Intentionen oder Akten "mächtiger" Akteure hat, und andererseits diese Ausübung erfolgt, ohne dass der Machtärtger und der Machtadressat miteinander zu interagieren... brauchen" (S.65).

In der Familiensoziologie scheint dieser Ansatz besonders zum Tragen zu kommen, da in der Ehe Macht tendentiell offenbar mehr über "non-decision"

(Bachrach/Baratz 1963), über "ererbte" Regeln oder implizit ausgehandelte Normen (Broderick 1975) ausgeübt wird. Zudem kann der Autor so einen Zusammenhang zwischen Aussen- und Binnensystem der Ehe im Rahmen einer allgemeinen Statustheorie (S.81) und unter dem Gesichtspunkt der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung entwickeln.

Dazu führt er vorerst kritisch die bisherigen Theorien ehelicher Machtstrukturen vor. Vornehmlich konzentriert er sich dabei auf die *Ressourcentheorie* (Blodd/Wolfe 1960), ihre Vorläufer, ihre späteren Modifikationen (Rodman 1967, 1970) und ihre Kritiker. Diese Theorie hat dem Autor zufolge den Vorteil, nicht von der gängigen Vorstellung kultureller Machtbestimmung ausgehen zu müssen, sondern die Machtfrage (power of decision) mit der Position von Mann und Frau im ausserfamiliären Bereich (division of labor) verknüpfen zu können. Ihr Ergebnis ist, dass Macht, als Entscheidung über den Austausch mit dem Aussensystem verstanden, zugunsten jenes Partners verteilt wird, der die grössten Ressourcen zur Ehe beisteuert.

Rodmans Einwand, dass sich die Machtstruktur aus einem Zusammenspiel von Ressourcen und Normen bestimmt, das den Ressourcenaspekt allein aus den Angeln heben könne, lässt Held nicht gelten, da für ihn Normen in Abhängigkeit von Strukturdeterminanten zu sehen sind (S.115). Auch Safilios' Vorschlag, nicht nur sozioökonomische, sondern auch expressive u.a. Leistungen als Ressourcen zu betrachten, scheint H. nicht ausreichend, da die Aussenabhängigkeit des Familiensystems dem entgegenstünde (S.118, S.131). Daher bindet er die Möglichkeit der "power equalization" überwiegend an den materiellen Ressourcenbeitrag der Ehepartner (S.126). Dennoch besteht er zu, dass Ressourcen keinen absoluten Stellenwert besitzen, sondern im Zusammenhang mit einer als normal definierten Ressourcenmenge (S.132) zu sehen sind.

Nach diesen konzeptionellen Vorentscheidungen geht der Autor daran, seine Strukturtheorie aufzubauen (Kap.5-7). Als Ausgangspunkt wählt er die auf gesamtgesellschaftlicher, geschlechtsspezifischer Arbeitsteilung beruhende *traditionelle Familie* und deren Wirkungen auf das eheliche Machtverhältnis. Dieser Familientypus wird in den westlich-hochentwickelten Ländern noch überwiegend für normal erachtet (Held/Levy 1974). Die darin implizierte "Insulation" des Binnensystems Familie, verbunden mit der Enährer- und "Aussenminister"- Rolle des Mannes (S.142), lässt sich sowohl an der beruflichen und politischen Untervertretung der Frauen ablesen, als auch daran, dass die Männer typisch häusliche Arbeiten selbst bei vermehrter familienexterner Aktivität der Frauen kaum zu übernehmen bereit sind (Oakley 1974, Clark et al 1978, Pross 1978). Dabei steht immer im Hintergrund, dass die Rollenbeziehungen nicht nur komplementär sind, sondern sich auch ein als äquivalent gedeutetes Austauschverhältnis einstellt (*Reziprozität*) (Gouldner 1960).

Schichtsprezifisch gesehen scheint nun die Rollenperformanz der Frau keinen so grossen Variationsbereich zu haben wie die des Mannes, so dass bei zu grosser oder zu geringer Rollenperformanz des Mannes die als normal angesehene Reziprozität in der Ehe verletzt wird und es entweder zur Domination oder Ausbeutung des Mannes dommt. Verantwortlich dafür ist

– die grössere Machtgeladenheit der vom Mann produzierten Güter;

– die schichtabhängigen Variationen der Rollenerfüllung, denengemäss man in der Oberschicht viele mit Statusvorsprung des Mannes findet;

– der familiäre Lebenszyklus (Alter, Aufgabe der Erwerbstätigkeit, Vegzug der Kinder): hier zeigen die Ergebnisse, dass ausgeglichene Kompetenz am ehesten bei Jungverheirateten, Alten und der Mittelschicht vorherrscht (S.163);

– schliesslich erfahren Performanz und Reziprozität auch subkulturelle Dif-

ferenzierungen wie die Beispiele des Männlichkeitskults und seines Pendants, des Attraktivitätskults der Frauen, als Balancierungstechniken zeigen.

Nun kann vom Statusverhältnis nicht direkt auf das eheliche Machtverhältnis geschlossen werden. Dieser Schluss ist Held erst möglich durch eine zusätzliche Annahme. Seine zentrale These ist nämlich, dass Statusunterschiede, die die traditionelle Reziprozitätsnorm verletzen, zu einem Interessenkonflikt unter den Partnern führen und somit den Uberlegenen zur Verteidigung, den Unterlegenen zur Bekämpfung des Ungleichgewichts veranlassen. Annahme ist also ein *"rationales Akteurmodell"* (S.174) bzw eine generelle Tendenz zur Maximierung des Status, der Macht und des Ertrags aus dem Tausch ehelicher Ressourcen. Da der Frau nicht daran gelegen sein kann, den Status des Mannes zu verringern, da dies auch ihren eigenen Status vermindern würde, bleiben folgende drei Strategien, die sich zugleich in jeweils verschiedenen ehelichen Machtverhältnissen niederschlagen :

1. die Veränderung der Reziprozitätsnorm im Sinn des Uberlegenen (= *patriarchalische bzw. matriarchalische Machtverhältnisse*) oder eine Veränderung der Bewertung geschlechtsspezifischer Ressourcen im Sinne des Unterlegenen. Bei Statusvorsprung des Mannes würde das eine Aufwertung der Frauenvolle bedingen (= *Familismus als Machtverhältnis*), bei dessen Statusdefizit eine Aufwertung der männlichen und eine Abwertung der weiblichen Rolle; da ein tiefer männlicher Status allein kaum aufzuwerten ist, muss die weibliche Selbstverleugnung hinzutreten (S.184)(= *Machismo-Typ ehelicher Machtverhältnisse*).

2. Eine andere Strategie zielt auf die Vergrösserung oder Verringerung geschlechtsspezifischer Güter, indem die Partner

– entweder auf Mobilität innerhalb der jeweiligen Rollenkonfigurationen abzielen (berufliche Leistungssteigerung des Mannes bzw "Weiblichkeitswahn" (B. Friedan);

– oder indem die (Oberschicht-)Frauen den von den Männern abgeleiteten externen Status betonen (= *"pseudoegalitäres" Machtverhältnis*);

– oder schliesslich indem die Frauen die traditionellen Rollenkonfigurationen durchbrechen (z.B. durch eigene Erwerbstätigkeit) und so den Statusvorsprung des Mannes ohne entsprechende Reduktion weiblicher Rollenperformanz ("Doppelrolle") aufheben (= *"(tendentiell) egalitäres" Machtverhältnis*). Die Uberhahme weiblicher Rollenelemente durch den Mann scheint dem Autor hingegen vorort nur von peripherer Bedeutung.

3. Als dritte Strategie ist schliesslich denkbar, dass die jeweilige Machtposition der Partner durch eine Vergrösserung der Unabhängigkeit voneinander erstrebt wird (auch hier z.B. durch Berufstätigkeit der Frau).

– Bei Statusdefizit des Mannes führt dies zu einer weiteren Zurückdrängung des Mannes als Erwerbsperson (= *"matrifokale" Familie als Machtverhältnis*), wie dies O. Lewis am Beispiel der Karibik treffend beschrieben hat (female headed family).

– Bei Statusvorsprung des Mannes bietet sich als Gegenstück an, dass sich der Mann seinen nicht-materiellen Familienleistungen entzieht und der Frau einen scheinbar grösseren Entscheidungsspielraum zugesteht (= *"pseudomatrifokale" Familie als Machtverhältnis*).

Diese idealtypische Darstellung familiärer Machtverhältnisse führt Held zum Schluss, dass egalitäre Machtverhältnisse nur unter sehr restriktiven Bedingungen zu erwarten sind (S.200). Sie hängen nicht nur von Persönlichkeitsmerkmalen, sondern auch von kontextuellen Entwicklungen wie Schichtung, Familienzyklus u.ä. ab. Er plädiert deswegen auch für all die Strategien, die auf eine Veränderung

der Berufstätigkeit der Frauen (in den mittleren und oberen Schichtungsbereichen) hinwirken, während er sich von der Aufwertung der traditionellen Frauenrolle keine Tendenz zu egalitären Machtverhältnissen verspricht (S.203).

Held hat mit diesem Buch zweifellos einen interessanten und lesenswerten (aber leider oft nur schwer lesbaren) Beitrag zur Soziologie der Familie und der Geschlechtsrollen geschrieben. Dennoch lässt er mich in manchen Punkten unbefriedigt:

1. Held tritt, wie auch schon sein Einstieg bei der sozialgeschichtlichen Literatur zeigt, mit dem Anspruch auf, eine allgemeingültige Theorie ehelicher Machtbeziehungen vorzulegen. Wie immer ist dies in der Soziologie ein gefährliches Unterfangen, sofern man sich nicht auf einen ausgiebigen interkulturellen Vergleich stützen kann. Die herangezogene und verfügbare Literatur ist jedoch viel zu kulturspezifisch, um einen solchen Anspruch erfüllen zu können. Dies war dem Autor auch wohl bewüsst (Vgl. S.111 f, 124). Aus diesem Grund beschränkt er sich im späteren denn auch überwiegend auf die westlich-industrielisierten Gesellschaften und deren traditionelle, "bürgerliche" Familie. Von daher ist es dann nicht ganz verständlich, warum verschiedene Ehe- und Machtverhältnisse (Matriarchalismus, Familismus) als Resultat von Bewertungsstrategien ausgehend von der traditionellen Ehe erscheinen. Ohne diesen westlich-modernen "bias" wären vielleicht ganz andere Folgerungen angebracht. Es ist schwer vorstellbar, wie der "amoral familism" (Banfield 1967) mediterraner Gesellschaften etwa in dieses theoretische Raster eingereiht werden sollte. Hier muss wohl kultursoziologisch weiter ausgeholt werden.

2. Held hebt richtig hervor, dass die Gegner der Ressourcentheorie oft die Wichtigkeit struktureller Elemente herunterspielen (S.130). Mein Eindruck ist jedoch, dass sein struktureller Ansatz hingegen die Wichtigkeit sozioökonomischer Ressourcen überbetont und die Versuche, alternative Ressourcen in das Konzept einzufügen, die mit den "affektiven Gütern" verbunden sind, in ihrer realen Bedeutung nicht genügend würdigt. Ist es wirklich so, wie der Autor behauptet, dass solche "ressourcen" von der Frau gar nicht ausreichend als Machtfaktor einsetzbar sind, und zwar wegen der generellen Abhängigkeit der Familie von der umgebenden Gesellschaft? (S.118). Vermutlich würden viele, die in Beratungsberufen tätig sind, andere Gewichtungen setzen. Uberhaupt kommt der Intentionalitäts- und Perzeptionsaspekt der Machtverhältnisse zu kurz, wie er im interaktionistischen Machtbegriff anklingt. Ob ein nicht-intentionales Machtkonzept soziologisch genügend Aussagekraft besitzt, wäre immerhin noch zu diskutieren. Zwar möchte Held eine Verbindung zwischen struktureller und interaktionistischer Sicht vorschlagen (S.135), doch sehe ich nicht, wie "die Perzeptionsunterschiede zwischen Familienmitgliedern in Funktion ihrer gesellschaftlichen und familiären Position" in die Arbeit conklich eingegangen sind (S.79). Das liegt wohl daran, dass sie im Grunde über zu einfaches Verhaltensschema "gleichgeschaltet" werden. Gemeint ist das zugrundegelegte "rationale Akteurmodell" (S.174 f.).

3. Diese allgemein unterstellte Tendenz der Ehepartner zu "rationalen, Macht und Nutzen maximierenden" Verhaltensweisen schliesst zwar nach Meinung des Autors keineswegs aus, dass die Akteure auch gegen ihre zweck- "rationalen" Interessen handeln können (worunter u.a. so "periphere" Dinge wie die Erhaltung der Familie bzw. Liebe fallen !!), jedoch gibt er dem offenbar von der Okonomie inspirierten Modellentwurf den Vorzug (S.174). Hier ist schon zu fragen, ob man um der Stimmigkeit des Modells willen nicht in vielen Belangen an der Realität vorbeizielt. Das ist besonders verwunderlich, wo doch dem Autor sicherlich nicht entgangen sein kann, dass das Nutzens-Maximierungsmodell innerhalb der Wirtschaftswissenschaften selbst immer heftiger angefeindet wird. A for-

tiori dürfte das gelten, wenn man es als sozialwissenschaftliches Paradigma generell verwenden will. Nicht umsonst hat sich Schütz geweigert, vom homo oeconomicus zu sprechen. Für ihn war er nur ein "homunculus", der allein solche Interessen entwickeln kann, die ihm der Sozialwissenschaftler zugesteht. Wie "de-sensibilisierend" ein solcher Begriff ist (in Anlehnung an Blumer) wird dann schlaglichtartig auch an manchen Bewertungen des Autors deutlich (vgl. z.B. S.182).

4. Auffällig und nach meiner Bewertung schade ist es, dass Held nach so eingehender und belehrender theoretischer Vorarbeit auf die eigentlichen Ergebnisse seiner Bemühungen nur so kurz zu sprechen kommt (S.186-203). Uber die einzelnen Machtverhältnisse selbst (und insbesondere über das egalitäre Machtverhältnis, wie es dem Autor vorschwebt) wird nur wenig ausgesagt; sie werden dem Leser als Skelett hingeworfen. Ich halte das für bedauerlich, weil gerade hier bei der Darstellung der einzelnen Ehe-Typen (Familismus, Machismo-Typ, Patriarchalismus, Matriarchalismus, matrifokale egalitäre und pseudoegalitäre Familie) das eigentliche "Fleisch" hätte zu finden sein können, von dem der Leser sich gerne genährt hätte.

Histoire d'un autre socialisme: l'Ecole Colinsienne 1840-1940

– Ivo Rens et William Ossipov
avec la collaboration de Michel Brélaz et d'Ivan Müller

Collection «Langages», Baconnière, Neuchâtel, 1979
(Georges Lefranc, Antony, France)

A l'automne 1964, Ivo Rens, aujourd'hui professeur à la Faculté de droit de l'Université de Genève, entreprenait, dans le cadre de l'Institut belge de science politique, des recherches sur les origines doctrinales du socialisme belge. Elles attirèrent son attention sur la place qu'y tenaient Colins et ses disciples, pratiquement tombés dans l'oubli depuis cinquante ans [1].

Commençait alors une lente et patiente exhumation qui lui a demandé quinze ans de recherches et qui aujourd'hui arrive à son terme, avec la publication du dernier volume d'une trilogie. Le premier, paru en 1968, s'intitulait "*Introduction au socialisme rationnel de Colins*". Deux ans plus tard paraissait une "*Anthologie socialiste colinsienne*". Enfin voici, étendue sur un siècle, *L'histoire de l'Ecole* (1840-1940).

1. Qui est Colins? Le premier chapitre de ce nouvel ouvrage le rappelle en quelques pages. Né en 1783, mort en 1859, il a été, dans la première partie de sa vie, contemporain des grands "socialistes utopiques" : Saint Simon, Fourier, Cabet; dans la seconde partie, contemporain de Marx et de Proudhon, qui lui ont tous les deux survécu.

Né à Bruxelles, fils (apparemment naturel) du baron de Ham (mort en 1790) il a d'abord – jusqu'en 1801, vu confier son éducation à un Jésuite; mais, très vite, il a subi l'influence de Condorcet, de Rousseau et surtout de Condilac. Volontaire de l'armée française en 1801, il termine, en 1815, sa carrière militaire comme aide de camp du général Exelmans avec le titre de chef d'escadron dans la vieille garde, décoré de la Légion d'Honneur.

[1] Cf. Jean Maitron, *"Dictionnaire biographique du mouvement ouvrier français"*, tome I, (Editions Ouvrières, Paris), p. 440. *"L'Encyclopédie socialiste"* du Compère Morel (Quillet) n'en parle pas. Mea culpa ! Je n'en ai pas parlé non plus dans mon *"Histoire des doctrines sociales dans l'Europe contemporaine"*, (Aubier-Montaigne, Paris, 1966), ni dans la première ni dans la seconde édition.

Sa curiosité intellectuelle l'a déjà porté hors de la carrière militaire, dans diverses directions : sciences naturelles, hippiatrique, médecine; il reste bonapartiste et songe à délivrer Napoléon Ier captif à Sainte Hélène, grâce à un aérostat... Puis il part pour les Etats Unis en mai 1818; de là il gagne Cuba où il fait fortune comme planteur de café. Il s'y marie en 1820 et il a plusieurs enfants. La Révolution Française de Juillet 1830, qui renverse Charles X, le décide brusquement à tout abandonner, femme, enfants, plantation : il rentre en France pour essayer d'établir sur le trône avec Joseph Bonaparte, le duc de Reichstadt, alors héritier de Napoléon Ier. Mais "l'Aiglon" meurt. L'horizon intellectuel de Colins s'élargit au spectacle de la misère populaire, par la fréquentation des milieux républicains et par la lecture de Saint Simon et de Fourier.

En 1835, il devient auteur, en publiant anonymement, les deux premiers tomes d'un ouvrage intitulé : "Du parti social et de la liberté considérés comme complément moral de l'homme". *L'originalité de ce livre est d'avoir été l'un des premiers, au 19e siècle, à préconiser une réorganisation globale de la société sur une base qui se voulait rationnelle, avec comme aboutissement l'appropriation collective du sol et plus généralement de tout ce qui peut ne pas être approprié individuellement sans dommage pour la production* (p. 15). Désormais il sera souvent considéré comme l'inventeur du collectivisme. Il rompt avec Joseph Bonaparte; estimant à 51 ans que sa formation est incomplète, il suit les cours des Facultés des Sciences, des lettres, de théologie, de droit, de l'Ecole de Médecine, de l'Observatoire, du Muséum, du Conservatoire des Arts et Métiers, du Collège de France. Cette boulimie du savoir était alors fréquente chez les socialistes, elle se maintiendra tout le long du 19e siècle chez certains, de Saint Simon à Proudhon et à Sembat.

En vingt ans (1839-1859), il va rédiger une oeuvre considérable : *la Science sociale* où, en 19 volumes, il expose méthodiquement sa doctrine et divers ouvrages critiques sur la société nouvelle et l'Economie politique. Il rassemble autour de lui des disciples, le Belge Louis de Potter (1786-1859), le Cubain Ramon de la Sagra, Agathon de Potter (1827-1906), fils du premier qui, à la fin du siècle, deviendra le chef de l'Ecole.

Il est sans illusion sur l'issue de la Révolution française de Février 48, dont, comme dit Proudhon, "personne n'a le mot". Arrêté aux journées de Juin 48, relaxé au début de 49, il est intellectuellement et moralement soutenu par sa fille Caroline; il va vivre encore dix ans, mais la grande époque est passée.

Est-il possible de résumer en quelques lignes une doctrine dont la mort l'a empêché de donner un exposé définitif ? Son point de départ – inattendu, il faut le dire – consiste à nier la sensibilité des animaux. Il reprend la théorie cartésienne de l'animal-machine. *Il part de bases inverses de celles de Marx qu'il paraît avoir ignoré.* La raison se fonde sur l'absolu de l'âme immatérielle. Celle-ci est éternelle; mais l'éternité n'est pas dans la personnalité temporelle. La souffrance vient de ce que dans cette vie ou dans une vie antérieure, l'âme a fait un usage irrationnel de la liberté, en sacrifiant les *tendances de la raison aux tendances de la passion.* Socialement toute évolution naît du pouvoir spirituel ou de ce qui en tient lieu. Le "socialisme rationnel" se résume en trois exigences :

(1) – *Il faut confier à la société le monopole de la formation de la jeunesse* afin de développer aussi également que possible la diversité naturelle des talents, mais toujours dans l'optique du socialisme rationnel qui seul démontre l'identité entre l'intérêt bien compris et la morale.

(2) – *Il faut collectiviser le sol et la majeure partie des capitaux mobiliers accumulés par les générations passées et affermer la terre divisée rationnellement en lots agricoles et industriels*, éventuellement à des associations de travailleurs. Néophysiocratisme, a-t-on pu dire.

(3) – *Il faut interdire radicalement toute association de capitaux* afin de maintenir une concurrence fondée sur la raison et non sur la force.

Politiquement, Colins reprend la vieille théorie de Socrate et de Platon : "le pouvoir doit se justifier par le savoir". Quand les rois seront philosophes ou les philosophes rois... la République sera bien gouvernée.

2. Un disciple illustre, Louis de Potter, suivi d'un autre qui l'était moins, Ramon de la Sagra, commencera à diffuser en Belgique la philosophie nouvelle, prise ensuite en main par Agathon de Potter. Les idées de Colins se propagent lentement parmi un petit groupe de jeunes bourgeois libres penseurs, pauvres et travailleurs. César de Paepe, l'un des pionniers du socialisme belge, accepte les idées sociales de Colins, mais rejette sa métaphysique.

En 1875, commence à paraître, grâce à Frédéric Borde, la *Philosophie de l'avenir – Revue du socialisme rationnel* qui va être éditée jusqu'en 1914 ("deux mètres de rayonnage!). Il s'agit de présenter les idées de Colins à une époque où, en France notamment, le marxisme n'est encore que fort peu et fort sommairement connu. Au contraire, *Progress and Poverty* d'Henry George obtient un grand succès. Marx attaque Colins "officier de hussard" qu'il accuse de "laisser persister le travail rétribué et, par conséquent, la production capitalistique (*sic*) en faisant croire au monde que tous les désagréments de la production capitalistique disparaîtront d'eux-mêmes par suite de la transformation des rentes foncières en impôts à l'Etat." (Cf. Son jugement du 20 Juin 1881 sur Henry George dans une lettre à Sorge).

Suit une phase de malaise (les colinsiens semblent en désaccord sur l'aspect métaphysique de la doctrine); certains sont tentés de rallier des sympathisants autour du terme "collectivisme". Mais Agathon de Potter réagit contre cette tentative d'ouverture. Les colinsiens retournent à l'isolement. Tel d'entre eux, Frédéric Borde, subit la tentation antisémite; d'autres sont attirés par l'anarchie. Jules Brouez et son fils Fernand, tentent à nouveau de sortir du "ghetto". Peine perdue.

C'est avec la *Ligue pour la nationalisation du sol* que le Colinsisme va s'acheminer vers son apogée. L'idée en fut connue vers 1898. "Pourquoi "nationalisation" et non "collectivisation" ? Peut-être pour faciliter l'ouverture. La ligue est formée en 1900 avec des fouriéristes qui ne sont pas toujours pleinement d'accord.

En 1905, on a enregistré l'adhésion de personnalités non colinsiennes comme Alfred Naguet [2], et Georges Renard [3] (France), Louis Bertrand, Hector Denis, Emile Vandervelde (Belgique), Werner Sombart et Edouard Bernstein (Allemagne), Anton Menger (Suède), Tolstoï (Russie). L'activité de la Ligue ne se prolongera guère après 1906. *L'esprit néo physiocratique qui l'animait la plaçait à contre-courant de l'histoire.* Elle ne pouvait répondre aux besoins ni des ouvriers, ni des paysans, ni des intellectuels.

C'est pourtant dans les années qui précèdent la première guerre mondiale, en 1905 et 1914, que nos deux auteurs placent l'apogée de l'Ecole Colinsienne.

Peu d'adeptes certes, mais la plupart sont d'ardents propagandistes. On compte des foyers épars (classés par ordre chronologique d'apparition) à Mons,

[2] Surtout connu pour son action législative (loi sur le divorce) et son action en faveur du boulangisme.

[3] Bien oublié aujourd'hui, sans doute injustement; alors que j'étais élève en classe de Phylosophie au Lycée d'Alençon, (1921-1922) c'est dans un petit livre de Georges Renard, publié chez Alcan qui se trouvait dans la Bibliothèque de classe, que j'ai lu le premier exposé méthodique du système socialiste. Elève à l'Ecole Normale Supérieure, je l'ai connu quelques annés plus tard président de la Société des amis de la Révolution de 1848.

Paris, Bruxelles, Pau, Nîmes, Verviers. Malgré cette "diaspora", on peut toujours parler d'une école colinsienne, unie par sa réserve (le mot est faible) à l'égard du marxisme et par l'irréductibilité de la "Weltanschauung" des disciples. En cette période, le principal des porte-parole du "socialisme rationnel" en France est Elie Soubeyran, semble-t-il d'origine cévenole et protestante, né 80 ans, jour pour jour, après Colins. Deux de ses articles sont publiés en volume (1907-1910) sous les titres "Le collectivisme rationnel" et "Etudes sur la souveraineté du travail", parus à Bruxelles. En 1904, un ouvrier autodidacte de Verviers, fondateur d'une société d'enseignement mutuelle, Remacle Leduc, devient propagandiste des idées de Colins, mort en 1912, il est relayé par un syndicaliste Jacques Delrez qui crée en septembre 1913 le plus ouvrier de tous les cercles colinsiens.

Cette époque est marquée de nombreuses polémiques. A aucun moment, les colinsiens n'essaient de faire comprendre à leurs interlocuteurs que, pour l'Ecole, la collectivisation du sol s'inscrivait dans la perspective plus large d'une "société nouvelle", où les individus, régénérés par la connaissance de la Vérité religieuse et communiant sous la souveraineté de la Raison, auraient instauré un processus de production fondé sur de petites unités, familiales ou coopératives, à l'exclusion de toute association de capitaux et ce, dans une économie de marché, dont le sens aurait été inversé puisqu'elle consacrerait désormais la prédominance du travail sur le capital, "grâce aux épousailles de l'humanité avec la terre, dont chaque génération n'est qu'usufruitière, puisque de sa conservation dépend la vie des générations à venir". (p. 120).

Lorsque sont découverts les gisements charbonniers du Limbourg et les gisements ferrugineux de Lorraine, Albert Thomas, député S.F.I.O de la Seine, futur Ministre et futur directeur du Bureau International du Travail, mène campagne en faveur de la nationalisation. Elie Soubeyran, président du groupe de Nîmes de la Ligue pour la Nationalisation du sol lui écrit. Dans l'*Humanité* du 14 mai 1907, Albert Thomas lui répond, avec une bienveillance légèrement condescendante, "En France les Colinsiens faisaient figure en 1907 de fossiles du socialisme utopique, ou peu s'en faut, alors qu'en Belgique, l'année suivante, dans son livre *Le socialisme agraire* Emile Vandervelde étudiait le collectivisme du sol en se référant tant au colinsisme qu'au marxisme et à ces deux doctrines seulement".

La guerre de 1914 porte à la *Revue du socialisme rationnel,* à la *Société nouvelle* et au socialisme rationnel en tant que mouvement de pensée, un coup fatal... Colins et ses idées retombent à l'obscurité. Seules quelques personnalités plus ou moins isolées maintiendront la flamme – au premier desquels en France, Marguerite Tuffery, née dans le Cantal le 27 juillet 1887, d'un maître charpentier ayant accompli son Tour de France et d'une mère issue d'une famille de paysans aisés. Par Paule Dupuy et Jeanne Martin [4] des contacts s'établissent cependant avec le mouvement syndical parisien. Mais le centre de gravité du colinsisme se déplace vers le Midi. Entre les deux guerres une loge colinsienne se crée à Mexico. Elle ne survit pas à son fondateur Victor Lafosse, disparu en 1942. La conclusion tombe, comme un couperet : "Il est... plausible et même vraisemblable que des colinsiens

[4] Apportons ici un fait intéressant pour l'histoire de l'Ecole. Lorsque, dans le grand raz de marée syndical de l'été 1936, la C.G.T. se préoccupe de former les nouveaux adhérents par l'édition d'une "Petite bibliothèque du militant syndicaliste" et édite une brochure (tome 3 de la collection) pour les aider à élaborer les conventions collectives, c'est le texte élaboré et signé le 29 juin 1936 par le syndicat des ouvriers et ouvrières de la Confection pour dames et la Chambre patronale correspondante, qui est publié, comme type. Or l'auteur en est Jeanne Martin, qui me l'avait soumis. Jouhaux l'avait approuvé. Quelques mois plus tard, Jeanne Martin était éliminée du Secrétariat du Syndicat par une majorité "ex-unitaire" (Préface de Jouhaux).

plus ou moins orthodoxes subsistent dans le Nouveau Monde comme dans l'Ancien. Mais on peut affirmer que, en tout cas, depuis l'éclatement de la Deuxième guerre mondiale, il ne s'agit que d'isolés dont l'action publique est pratiquement nulle" (p. 155).

3. Ce grand effort poursuivi – dans un certain désordre pendant un siècle par les disciples de Colins (rien qui ressemble à la Première Internationale) se solde donc par un échec. Colins lui-même recensa quatre vingt seize "principaux" obstacles qui s'opposaient à sa diffusion. Ivo Rens et William Ossipow n'hésitent pas à parler de "fiasco" (p. 159). A ce fiasco, il trouvent trois raisons principales :

(1) "Incompatibilité du socialisme rationnel non seulement avec les préjugés, mais avec toute "l'épisténie" d'une époque qui est pour l'essentiel la nôtre" (p. 159). Témoin l'affirmation de l'insensibilité des bêtes d'où partit la doctrine.

(2) "L'apparente exclusion de l'affectivité ou plus exactement l'inaptitude à l'utiliser contre un ennemi bien déterminé" (p. 161). Un ensemble de théorèmes n'est pas mobilisateur de l'agressivité.

(3) L'Ecole du socialisme rationnel, dans son néo physionolisme, ne veut que des unités économiques de taille restreinte.

Bref, dans trois domaines, la doctrine de Colins, à la différence de celle de Marx est à contre-courant. L'histoire qui se fait se détourne de celle-là alors qu'elle porte celle-ci.. Le primat de l'efficacité l'emporte que le primat ethique.

Il reste à Yvo Rens et à William Ossipov le mérite immense d'avoir, en explorant une "terra incognita" exhumé un courant de pensée original qui, en face du matérialisme marxiste affirme, avec Lavrov (qui n'est pas cité, Jaurès et de Man)[5] l'importance des idées et du spirituel. L'autre socialisme ce n'est pas seulement celui de Colins, c'est celui de tout un courant hétérogène et confus qui n'a jamais trouvé son unité et qui ne pouvait guère la trouver. Certes l'importance qu'ont prise aujourd'hui les forces irrationnelles allant au-delà du marxisme et de la matière, dépasse le socialisme qui a triomphé pendant un siècle autant que le socialisme rationnel qu'il avait vaincu. Mais la problématique écologique remet en question parmi les jeunes générations, la croyance dans le progrès indéfini. Ce n'est pas dans cette direction que Colins avant cherché "sa vérité"[6]. Soit.

[5] Ivo Rens a été avec ses collaborateurs le grand organisateur du colloque sur la pensée d'Henri de Man dont les rapports et débats ont été publiés.

[6] L'ouvrage se clot par des lettres inédites d'Agathon Potter et par un Index fort utile.